

Verschenkte Chance

Berlinale Wettbewerbsbeitrag "Jud Süß - Film ohne Gewissen"

Von Peter Bär

Von Oskar Roehler und einem Film über den übelsten Hetzfilm der Nationalsozialisten, den die wenigsten Deutschen heute kennen, weil seine Verbreitung nach wie vor wegen Volksverhetzung unter Strafe steht, und er deshalb nur gelegentlich und in filmhistorischem Kontext oder pädagogisch begleitet gezeigt werden darf, hatte man mehr erwartet. Groß angekündigt als ein Film über die Dreharbeiten von „Jud Süß“ und den Hauptdarsteller Ferdinand Marian und seinen Konflikt mit der Rolle, an der er zerbrochen sei, bedient der Film nur Klischees einer angepassten Film-Schickeria im Berlin der 40er Jahre und zeigt uns die undifferenzierte Karikatur eines auf Frauen-Affären und Alkohol reduzierten Schauspielers. Ein innerer Konflikt bleibt Behauptung. Die Flucht in Alkoholexzesse ist das Einzige, was Drehbuch und Regie zu bieten haben, um das Spannungsverhältnis darzustellen zwischen einem Angebot Goebbels, das nicht abgelehnt werden konnte, einer Rolle, die Erfolg, aber auch Diffamierung bringen konnte und gegebenenfalls einer moralischen Haltung zu diesem Film oder zur Verfolgung der Juden durch die Nazis. Ebenfalls enttäuschend: Moritz Bleibtreu als Goebbels. Er gestikuliert und chargiert in jeder Szene übertrieben, effekthascherisch und alsbald nervend. Nach etwa der Hälfte des Filmes macht sich Langeweile breit und man fragt sich, ob die Propaganda-Elite der Nationalsozialisten während des 2. Weltkrieges tatsächlich nichts außer saufen und herumhuren zu tun hatte?

Geschichtsverfälschung:

Am ärgerlichsten ist aber die Verfälschung von historischen Fakten. Bereits in den ersten Kritiken wurde Roehler vorgeworfen, dass er zur vermeintlichen Verstärkung des Konfliktes von Marian aus dessen katholischer Ehefrau eine Halbjüdin gemacht habe. Roehler reagierte auf diese Kritik gereizt, mit dem Verweis auf die künstlerische Freiheit und leitete hieraus das Recht ab, Details aus dramaturgischen Gründen ändern zu dürfen. Dieser Anspruch gilt sicherlich für nicht im Detail überlieferte Dialoge und Begegnungen, deren Authentizität nicht positiv belegt ist. Er darf allerdings nicht gelten für harte Fakten, die im vorliegenden Fall auch noch zur Begründung des Hauptthemas dienen sollen, nämlich dem inneren Konflikt des Schauspielers zwischen der Solidarität zu seiner Frau einerseits und dem Druck von außen, möglicherweise auch verstärkt durch das Begehren anerkannt zu werden und weiterhin spielen zu dürfen.

Im Übrigen ist es nicht die einzige Verfälschung von Tatsachen: Zweimal bittet im Film der Volksschauspieler Hans Moser den Propagandaminister seine Ehefrau -

tatsächlich Halbjüdin - aus der KZ-Haft zu entlassen. Auch dies widerspricht den Fakten: Mosers Frau hat 1939, als sie Spielverbot bekam – noch rechtzeitig Deutschland verlassen. Warum diese Veränderung? Gab es doch tatsächlich solche Schicksale, die man hätte darstellen können, ohne sie bekannten Schauspielern anhängen zu müssen. Im Falle Hans Moser hat die kleine Veränderung denunziatorischen Charakter. Der klein gewachsene Schauspieler, der mit der schnarrenden Stimme bei Goebbels zweimal um das Leben seiner Frau bettelt, wird von diesem der Lächerlichkeit preisgegeben. Einer solchen Erniedrigung des Volksschauspielers hätte es nicht bedurft. Sie wirkt auch der Grundhaltung des Film, einer Anklage gegen den Propagandaapparat, entgegen.

Höchst problematisch wird die Veränderung historischer Fakten allerdings, wenn man sie im Kontext mit dem thematisierten Film sieht. Auch Josef Süß Oppenheimer war eine historische Figur in der ersten Hälfte des 18 Jahrhunderts und die Autoren des Jud Süß Films, zu denen erklärtermaßen auch Josef Goebbels und der Regisseur Veit Harlan gehörten, verfälschten die sehr wohl bekannten Fakten (die historischen Gerichtsakten sind bis heute überliefert) in ihrem Sinne zu propagandistischen Zwecken:

So soll Süß nach der Darstellung im NS-Film die Aufhebung der "Juden-Sperre" für Stuttgart erwirkt und er soll durch ergaunerte Brückenzölle die Preise im Handel nach oben getrieben haben. Süß soll weiter die Juden dazu aufgerufen haben, Geld zu sammeln, um für den Herzog und einen geplanten Putsch gegen das Württembergische Volk Soldaten aus dem benachbarten Würzburg einzukaufen und er soll eine Bittstellerin, ein unschuldiges deutsches Mädchen, vergewaltigt und in den Tod getrieben haben.

Keine dieser Behauptungen entspricht auch nur annähernd den historischen Tatsachen. Süß Oppenheimer war zwar Finanzberater des Württembergischen Herzogs Carl Alexander, hat aber keine der geschilderten Taten begangen und war weder in den geplanten Staatsstreich des Herzogs gegen die Landstände involviert, noch hat er eine Frau vergewaltigt oder in den Tod getrieben. Er wurde allerdings nach dem Tod des Herzogs angeklagt und in einem damals schon als Justiz-Skandal bezeichneten Prozess zu Unrecht zum Tode verurteilt. Trotzdem verweist der Harlan-Film gleich zu Anfang auf die „historische Authentizität“ des Stoffes und der Film endet nach der Hinrichtung von Süß-Oppenheimer und der Verhängung des "Juden-Banns" über die Stadt Stuttgart durch die Landstände (wiederum falsch) mit dem Appell, dass „nachfolgende Generationen aus dieser geschichtlichen Erfahrung lernen mögen!"

Gerade die Vermischung der historischen Figuren wie Süß-Oppenheimer und dem Herzog Karl Alexander mit erfundenen Episoden, die regelmäßig der antijüdischen Propaganda dienen, stellt die gefährliche Mischung dar, mit der der Harlan-Film ganz bewusst operiert und auch propagandistische Erfolge erzielte.

In einem Film über den Film „Jud Süß“ nunmehr bedenkenlos oder gar dramaturgisch gezielt auch wieder historische Fakten zu verändern, verbietet sich

eigentlich von selbst und kann nicht mit „künstlerischen Freiheiten“ gerechtfertigt werden. Auf dieser Flanke hätte Roehler sich nicht angreifbar machen dürfen. In diesem Bereich macht er sich - unnötigerweise - gemein mit dem propagandistischen Machtwort, das er angreift.

Nicht antisemitisch

Dabei ist - und dies muss auch aufgrund entsprechender Vorwürfe, die erhoben wurden, deutlich gesagt werden - der Roehler-Film alles andere als antisemitisch. Er stellt den Film „Jud Süß“ als das üble propagandistische Machwerk dar, das er ist und wirft zu Recht die Frage nach der Schuld der Beteiligten auf, insbesondere die des Hauptdarstellers Ferdinand Marian.

Auch wenn dieser nachher von überlebenden Juden zusammengeschlagen wird, ist dies keine antisemitische Hetze oder Bestätigung von antijüdischen Vorurteilen, sondern wird dies als fast natürliche, auf jeden Fall Verständnis findende Reaktion derer dargestellt, denen am übelsten mitgespielt wurde.

Im Übrigen war die Geschichtsverfälschung auch weder dramaturgisch noch inhaltlich notwendig. Im Gegenteil, eine vielschichtigere Anlage von Marian, der - dies ist tatsächlich überliefert - zunächst die Rolle ablehnte, sie dann doch übernahm, in dessen Ablehnung philosemitische Überlegungen in gleicher Weise mitschwanken, wie die Angst, als Judendarsteller abgestempelt zu werden und bei dessen Entscheidung, die Rolle dann doch zu spielen, sowohl der Druck Goebbels als auch die Attraktivität der Rolle eine Rolle gespielt haben mag. Diese Figur ist interessant genug auch ohne halb-jüdische Ehefrau. Sie bedurfte keiner verstärkenden Motivation, die eher die Motivlage simplifiziert.

Völlig platt auch das verzweifelte Agieren von Marian nach dem Erfolg des Filmes, der im September 1940 auf den Filmfestspielen in Venedig den Goldenen Löwen erhielt. In Roehlers Film ist die einzige Reaktion von Marian die, dass er seine vorgebliche Verzweiflung im Alkohol ertränkt und im Übrigen, dass er sich verzweifelt in amouröse Abenteuer oberflächlicher Art stürzt.

Tatsächlich hatte Ferdinand Marian in den knapp fünf Jahren nach den Dreharbeiten Anfang 1940 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs noch in 11 Filmen mitgewirkt, darunter so großen Produktionen wie "Münchhausen" oder "Romanze in Moll". Diese wären sicherlich nicht möglich gewesen, wenn er zu dem menschlichen Wrack verkommen wäre, das in Roehlers Film über die Leinwand torkelt.

Bedauerlich ist auch, dass die Figur des Regisseurs Veit Harlan unangemessen blass bleibt, war er doch neben Goebbels einer der aktivsten Verfechter des Projektes und bewirkten seine unbestrittenen handwerklichen oder gar künstlerischen Fähigkeiten die Qualität und damit den außerordentlichen propagandistischen Erfolg des Filmes.

Vielschichtiger hätte auch die Figur von Josef Goebbels angelegt sein müssen. Moritz Bleibtreu macht aus ihm eine lächerliche Karikatur. Offensichtlich hat er Goebbels Gestik und Diktion anhand seiner filmisch dokumentierten öffentlichen Auftritte studiert. Er schafft es aber nicht das Auftreten im privaten Bereich von den Inszenierungen öffentlicher Reden zu differenzieren, sondern liefert einen Goebbels, der immer Rhetorik ist und der wie eine Knallcharge wirkt.

Wenn man schon den Nationalsozialismus personalisiert und auf einzelne Personen reduziert, was ein zweifelhaftes Geschichtsverständnis darstellt, so muss man wenigstens diese Personen mit ihrem unzweifelhaft vorhanden gewesenem Charisma glaubwürdig darstellen und darf sie nicht als Clowns oder als Dämonen ihrer Gefährlichkeit berauben. Goebbels war geschickter und seine Rhetorik komplexer, als Bleibtreu sie uns vormacht.

Alles in allem ist Roehlers „Jud Süß - Film ohne Gewissen" leider in fast allen Bereichen wie Drehbuch, Schauspiel und Dramaturgie einfach nur schlecht gemacht. Er verschenkt ein wichtiges Thema im Rahmen der Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte und insbesondere der suggestiven Wirkung der propagandistischen NS-Filme. Ein Thema, das allenfalls an den Universitäten und gelegentlich im Fernsehen aufgearbeitet wurde, an das sich das Kino bisher aber noch nicht herantraute und nach dem Scheitern von Roehlers Film auch bis auf Weiteres kaum erneut herantrauen wird.

Der Autor ist seit 30 Jahren als Film-Referent in Kommunalen Kinos und Arthäusern tätig und hat in diesem Rahmen den Veit Harlan Film schon mehr als 30 Mal mit einer Einführung und kritischen Filmanalyse vorgestellt.

An Rückmeldungen an seine Mail-Adresse: baer-mannheim@t-online.de ist er durchaus interessiert.